

# Ich glaube, also bin ich

*Susanne Breit-Keßler*

Menschen sollten Gottes „Wundern nachsinnen“, heißt es in einem Psalm. Ausdrücklich ermutigt die Heilige Schrift dazu, die gottgegebene Vernunft zu gebrauchen, um die Welt zu begreifen. Welt und Natur sind weder dämonisch, voller unheimlicher Wesen und Bedrohungen. Noch sind sie ein Tabu, an das nicht gerührt werden dürfte. Sie sind Gottes gute Schöpfung, die es zu bewahren gilt mit Witz und Geist. Christlicher Glaube verbindet die Freiheit, Welt verstehen zu wollen, mit dem Auftrag zu Wissenschaft und Forschung im Dienst des Menschen.

Je mehr Menschen erkennen, desto mehr beschreiten sie ungeahntes Terrain. Je mehr sie Menge und Qualität der Handlungsmöglichkeiten erhöhen, desto größer wird die Vielfalt der Chancen und der Risiken, mit denen gerechnet werden muss. Demut und Ehrfurcht sind unverzichtbare Voraussetzungen, wenn man die Freiheit des Geistes vernünftig gebrauchen will. Es braucht außerdem Weisheit, um Erwartungen, Hoffnungen und Ängste, die mit Fortschritt und Erkenntnis verbundenen sind, so zusammenzubringen, dass etwas „Gescheites“, Menschliches, dabei herauskommt.

Nach biblischer Einsicht hängen Verantwortung vor Gott und Verantwortung vor den Menschen untrennbar zusammen. Wer Gott, dem Schöpfer, Gehör schenkt, wird denen zuhören, die Unerwartetes, vielleicht bislang Unerhörtes aussprechen. Umgekehrt: Wer neugierig ist auf das, was andere zu sagen wissen, wird auch offene Ohren haben für Gott. In diesem Sinn haben sich Glaube und Vernunft eine Menge mitzuteilen – und Vieles miteinander zu teilen. Beide verbindet der Drang, sich nicht mit dem abzufinden, was halt so ist, sondern tiefer zu fragen. Nach dem zu suchen, was diese Welt – und einen selber – im Innersten zusammenhält.

Faszinierend, wie im vernünftigen Welt-, Natur- und Wissenschaftsverständnis Vielfalt und Veränderbarkeit eine immer größere Rolle spielen. Beeindruckend, wie Menschen mit Vernunft sich nachdenklich neuen Erfahrungen öffnen. Ihre Erkenntnisse begeistern, weil sie etwas von diesem Wissen widerspiegeln: Leben ist wunderbar viel mehr als das, was unsereins sieht. Staunen und Geduld – beides ist im Umfeld von Glauben und Vernunft zu entdecken: Staunen über geschenkte Möglichkeiten, Geduld, um abzuwarten, was man mit ihnen tatsächlich anfangen kann. Die kritische Suche nach lebendigen Werten bewegt beide, Glaube und Vernunft.

Wer Anfragen und Diskussionen als Angriff auf die eigene Macht und Erklärungshoheit versteht, ist schwach und ängstlich. Wahrer Glaube und echte Vernunft aber sind stark – er, sie muss daran interessiert sein, nach alten und neuen Werten zu suchen, sie zu bestätigen oder zu hinterfragen, damit Bestand hat, was Menschen dient. Die Aufgabe von Glauben und Vernunft ist es, den Menschen dabei zu helfen, die Welt, wie sie ist, und das, was einem darin widerfährt, zu bewältigen. Ihre Aufgabe ist es, Welt zu deuten, die Begründung dafür zu liefern, wie, warum wir unser Leben gestalten wollen und sollen.

Es ist ein Unterschied, ob ich mich vor allem vor mir selbst verantworte, vor meiner Vernunft, vor dem, was andere meinen. Oder ob ich mich frage, wer denn dieser Gott ist, der

da sagt: Ich bin der Herr, dein Gott.... Es ist ein Unterschied, ob ich erst einmal höre, was das Evangelium sagt. Wenn ich gehört habe, dass ich nicht das Maß aller Dinge bin, kann ich antworten – mit dem, wer ich bin und was ich tue. In unserer Zeit zeigen Technik, Biologie und Medizin auf bislang ungeahnte Weise, wie Wissenschaft und Religion sich begegnen. Biotechnologie, Gendiagnostik und Gentherapie, Embryonenforschung, Kernforschung, Kern-, Teilchen-, Astrophysik.

Glaube und Vernunft, sie führen heiße Debatten, fruchtbar – und nicht neu. Albert Schweitzers Ansprache zum Verbot von Atomwaffenversuchen wurde 1957 live weltweit von 150 Radiostationen übertragen. Sein Motto war „Ehrfurcht vor dem Leben“ und die Ausführung lautete: „Die fundamentale Tatsache des Bewusstseins des Menschen lautet: ‚Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.‘ Gut ist: Leben erhalten und fördern; schlecht ist: Leben hemmen und zerstören.“ Es gibt heute die gleiche Sehnsucht nach klaren ethischen Positionen. Nur nimmt man sich weniger Zeit, um sie in Ruhe zu debattieren.

Wir leben in einer Zeit des Wandels, in der Vieles ins Wanken geraten ist. Da braucht es Konzentration auf Bindungskräfte, auf vitale Gemeinsamkeiten und die Möglichkeit, sich mit Überzeugungen konstruktiv zu identifizieren. Immer noch werden schnell Werte entdeckt, die viele für sich als bestimmend annehmen können. Umfassende Verantwortung für die Umwelt etwa, Frieden, ein achtsamer Lebensstil, Gleichberechtigung, Anerkennen von Diversität, Fürsorge für und Solidarität mit den Schwächsten. Aber die Debatten um den Weg zum Ziel werden häufig in einer fundamentalistischen Absolutheit geführt, die andere Perspektiven vollkommen ausblendet.

Der Dialog wird auf diese Weise genauso verunmöglicht wie die Suche nach Kompromissen. Dafür kommt es zu emotional hochgekochten Polarisierungen innerhalb der Gesellschaft, die nur noch die eigene, unhinterfragte Meinung gelten lassen. Möglicherweise, jedenfalls bei den Menschen, die guten Willens sind, ist es sinnvoll, sich zusammen zu tun, um das gesellschaftliche Miteinander in den Blick zu nehmen. Konflikte um Werte sind dann ertragreich, wenn der Umgang miteinander ein nicht allein behauptender, sondern ein hörender und verstehender ist. Einer, der dem oder der anderen eine eigene Position zugesteht.

Deshalb müssen freiheitlicher Glaube und gläubige Vernunft zusammengebunden werden. So wie Geist und Freiheit. „Grad weil der Geist die Welt aus den Angeln zu heben vermag, grad darum muss er's auch versuchen lernen, und müssen ihm nicht Händ und Füß gebunden sein, dass er's nicht probieren kann“, schreibt die Schriftstellerin Bettina von Arnim an den preußischen König. Sich seiner selbst bewusst binden und dabei Freiheit bewahren, kann Welt aus den Angeln heben. Wer sich vom Geist der Freiheit bewegen lässt, bedenkt, was andere sagen, bewegt es in Vernunft und Gemüt, rückt von der eigenen Position ab, hat er sie als falsch erkannt.

Es geht um die Herausforderungen für eine zivilisierte, eine wirklich kultivierte Gesellschaft, in der es sich zu leben lohnt. Albert Schweitzer unterscheidet drei Arten des Fortschritts: „Fortschritte des Wissens und Könnens, Fortschritte in der Vergesellschaftung der Menschen, Fortschritte der Geistigkeit.“ Fortschritt ist nicht allein wissenschaftlich-technisch zu verstehen. Fortschritt meint ein ganzheitliches Fortschreiten, sozial und politisch. Welt und Religion im Wandel – das ist eine gute Sache. Und zwar dann, wenn Menschen inneren Zusammenhalt spüren und äußeren erleben.

Schweitzer sagte: „Was bedeutet es ... für unser Nachdenken über die Welt, dass wir in der Zelle eine Lebensindividualität entdeckt haben, in deren Fähigkeiten der Betätigung und des Erleidens wir die Elemente unserer Vitalität wiederfinden!“ Und er fährt fort: „Durch das sich erweiternde Wissen werden wir zu immer größerem Staunen über das ... Geheimnis des Lebens angeregt. Aus naiver Naivität gelangen wir zu tiefer Naivität.“ Gut, wenn Menschen wieder über die Schönheit des Lebens staunen und nicht, wie Schweitzer sagt, „Wissensdünkel und Könnenstolz“ verfallen. Trunken vor Rechthaberei das Humanum links oder rechts liegen lassen.

Wer sein Immunsystem gegen Gleichgültigkeit mobil machen möchte, der muss sich Gedanken machen, wie die Welt aussieht, in der wir uns so abmühen, Werte im Wandel wachsen und gedeihen zu lassen. Wie leben Menschen heute, wir selbst eingeschlossen? Die Kultur in der Stadt und längst auch auf dem Land ist geprägt von Ambivalenzen. Tradition bricht ab – aber Menschen sehnen sich zugleich nach Kommunikation. Es gibt Prachtboulevards, auf denen betuchte ausländische Touristinnen shoppen gehen – aber Armut, gerade bei Kindern, und Wohnungslosigkeit nehmen zu.

Man liebt es, unterwegs und dabei zu sein, etwas zu erleben – und dennoch ist die Sehnsucht nach Verlässlichkeit, der Wunsch nach Beständigkeit groß. Menschen leben alleine und wollen das oft auch – gleichzeitig wächst das Bedürfnis nach einer bergenden Gruppe. Einsamkeit plagt besonders junge Menschen. Man lebt gerne in den bestätigenden Blasen der Social Media. Die Geschlechter suchen nach ihrer Identität und erleben die Differenz zu anderen. Die Übereinstimmung mit sich, mit der Familie, den Freunden muss kombiniert werden mit anderen Konsensmodellen, mit Lebensformen, die einem zunächst fremd erscheinen mögen.

Der Supermarkt weltanschaulicher Möglichkeiten ist attraktiv, konfligiert aber mit der Sehnsucht nach Eindeutigkeit und schnellen, einfachen Lösungen. Es ist eine Herausforderung, die Liste der Widersprüchlichkeiten in die eigene Lebensgeschichte und in die Reflexionen über den Zusammenhalt in unserer Gesellschaft zu packen. Aber „die Wahrheit liegt im Widerspruch“, hat der österreichische Feuilletonist Egon Friedell gesagt. Wer Widerspruch ausblendet, auch in der Wertediskussion, beraubt sich der Chance, innerlich zu wachsen und ein diskutables Wertesystem zu entwickeln und zu erhalten.

Faszinierend ist in diesem Zusammenhang der Satz des Vaters der neueren Philosophie, René Descartes: „Cogito, ergo sum“ – ich denke, also bin ich. Seine philosophischen Meditationen begannen mit dem Versuch, an allem zu zweifeln – an überkommenen Meinungen ebenso wie an der Wahrheit der Sinnenerkenntnis. Unbezweifelbar blieb Descartes zuletzt nur der Zweifel selbst als eine Art des Denkens. Deshalb: Ich denke, also bin ich. Von da aus fasste Descartes wieder Vertrauen zur Vernunft und zur Gottesidee. Das alles ist sehr interessant, weil er auf diesem Weg zum Denken vordringt.

Allerdings verliert er auf eben diesem Weg seine Beziehung zum Körper, der ihm als nur sinnlich wahrnehmbar erscheint und damit auch eine Täuschung sein könnte. Das Selbst-Bewusstsein allein ist ihm Ort denkender Gewissheit. Den Nachweis für die eigene Existenz findet Descartes nur und ausschließlich im Denken, im Vollzug des Denkens. Dadurch, dass ich über mein Denken nachdenke, bin ich, habe ich Gewissheit. In der Selbstreflexion wird der Zweifel am eigenen Dasein überwunden. Nun lässt sich das noch anders formulieren: Ich glaube, also bin ich.

Denn das Bewusstsein der eigenen Existenz vom Denken abhängig zu machen, hat schwerwiegende Konsequenzen auch für die Frage nach dem Einmaleins des Humanums. Immer wieder wird gesagt, die Fähigkeit zur Selbstachtung sei die Bedingung der Möglichkeit der Würde eines Menschen – diese Fähigkeit habe aber beispielsweise ein Embryo nicht. Folglich habe er keine Würde. Sie ist aber in ihm angelegt und erwacht von Tag zu Tag mehr. Das ist allerdings nur systemimmanent gedacht. Ich selbst gehe mit gläubiger Vernunft von der Überzeugung aus, dass der Ermöglichungsgrund des Daseins vom Menschen unabhängig da ist.

Menschliches Leben hat als solches und an sich Würde – weil es geschenktes Leben ist, eines, über dessen Grund und Herkunft niemand selber entscheiden kann. Es ist bei allen Einflussmöglichkeiten unverfügbar. Denn Wertewandel und die Einsicht, dass Werte nicht statisch sind, kann ja nicht zugleich bedeuten, dass alles zur Disposition steht, selbst wenn es von manchen als disponibel betrachtet wird. In der Wertefrage beim Individuum anzusetzen ist Absicht – um nicht gleich einen Vergemeinschaftungsdruck zu erzeugen, der eben gerade für die Bildung gemeinsamer Werte eher schädlich ist.

Um im Wortsinn wert-voll zu sein, reicht Denken nicht aus. Ich erinnere mich an ein Kind mit Down-Syndrom in meiner Heimatgemeinde, einen Jungen, der immer die Ankunft des Schülerzuges erwartete, um allen eintrudelnden Gymnasiasten fröhlich zuzuwinken, ihnen kleine Geschenke zu machen oder ebensolche abzuverlangen. Ich weiß nicht, was er denken konnte. Ich weiß aber, dass er tief empfunden und gespürt hat, was um ihn herum passiert. Er war zu kränken, was manche leider getan haben; er war traurig und manchmal enttäuscht. So, wie er war, war er da, hatte er höchst individuelles Sein.

Und nun? Reicht fühlen allein, um zu sein? Bei Reden, die den Kopf nicht ansprechen, die ausschließlich aus dem Bauch herauskommen und keinerlei reflexive Distanz zum Gesagten erkennen lassen, geht man unzufrieden weg. Es ist merkbar, dass man dem Begriff des Seins nachgehen muss. Um welches Sein geht es? Meint Sein, Dasein, zugleich die Möglichkeit zu sagen, ich bin? Ich bin: Ich bin als das Ich, das ich bin. Ich existiere als Ich. In einer Kindergeschichte suchte das kleine Ich-bin-ich nach seiner Identität und findet sie erst, als es sehr viele Begegnungen mit Nicht-Ichs hatte – Geschöpfen, die sich von ihm unterschieden haben.

Möglich, dass das Descartes auch gefallen hätte. Aber das kleine Ich-bin-ich hat sich auch über seine Körperlichkeit, nicht allein übers Denken definiert. Ich bin: Manch einer oder eine vegetiert in verschiedener Weise vor sich hin. Das ist natürlich auch Sein – eines, das Achtung vor dem Menschen und Beistand, Hilfe und Begleitung verdient. Ebenso, wie man einem Embryo Würde nicht absprechen kann, kann man nicht in faschistischer Diktion von lebensunwertem Leben reden oder einem würdelosen Dasein im Ghetto – wiewohl wahr ist, dass es Zustände gibt, die der Menschenwürde keinesfalls entsprechen.

Ich bin und ich bin, wie ich derzeit oder für immer bin – wenn das beides stimmt, dann stimmt auch der Satz „ich glaube, also bin ich“. Glaube kann ein vernünftiges Identitäts- und Wertebewusstsein stiften und vergewissern, damit die Möglichkeit zu sein in einem umfassenden Sinn. Noch einen letzten Schritt weiter. Im Alten Testament mit seinem Gespür für den Zusammenhang des Lebens mit allen inneren Organen wird das Herz als Sitz nicht allein von Gefühlen beschrieben. Wenn die Bibel vom Herzen spricht, dann meint sie alles, was wir heutzutage mit Kopf und Hirn verbinden: Unsere Vernunft, die Fähigkeit zu erkennen.

Herz, das sind Einsicht und Gedächtnis; das, was wir wissen und wollen, worüber wir nachdenken und urteilen, woran wir uns orientieren. Ein solches Herz braucht Pflege, braucht Herzensbildung. Herzensbildung – das ist Kultur und Zivilisation. Man sieht überall in der Welt und in allen Religionen, wohin es führt, wenn das Herz nicht weit, sondern eng ist. Wenn blindwütige Fanatiker nur gelten lassen, was ihnen in den Kram passt. Um Größe zu zeigen und Weite zu leben, braucht es Wissen und eine kluge Entwicklung menschlicher Empfindungen und Gefühle. Ein weites, großes Herz zu haben, das bedeutet, sich der Menschlichkeit zu verschreiben.

Glauben mit Vernunft und Herz. Gelegentlich auch voll Zweifel wie bei Descartes. Der Zweifel verunsichert letztlich nicht. Er bestärkt – aber nicht allein, weil er Ausdruck des Denkens unabhängig von sinnlicher Erfahrung, sondern weil Zweifel, der gelegentlich plagt, Ausdruck von Leben ist, von Erfahrung und Anfechtung. Noch dazu von Gott zugelassen. Woran man nicht zweifeln braucht, ist, dass man zweifeln darf und andere diese Zweifel und manche Verzweiflung mitbekommen können. Auch das gehört zur Wertediskussion – denn wie anders könnte man mit dem ganz Anderen umgehen....

Was können wir heute, glaubend in einer Gemeinschaft von Vernünftigen, für Werte vermitteln? Viele. Ich denke an die Vermittlung von Kommunikationsfähigkeit. Man denke nur an Pfingsten, das Fest des Heiligen Geistes, der von oben herabkommt und die babylonische Sprachverwirrung aufhebt, Der Heilige Geist sorgt dafür, dass Schockerfahrungen verarbeitet werden können und Menschen einander verstehen. Wir können das Leben an dem je gewählten Ort angemessen als wertvoll würdigen und seiner Wertschätzung Ausdruck verleihen. Zur Würdigung des Lebens gehört allerdings auch, es in seinen nicht immer selbst bestimmten Phasen zu achten und liebevoll zu begleiten.

Die Konkurrenzsituation, in der sich der Glauben befindet, erhöht das Bewusstsein der Unterschiede zu anderen. Es fordert auch dazu heraus, die eigene Haltung klar und deutlich zu begründen und sich der eigenen Werte bewusst zu werden. Weil es viele weltanschauliche Möglichkeiten gibt, muss das Individuum auswählen und zusammensetzen. Eine nicht autoritäre Kirche und Gesellschaft sind offen für den Versuch, zu sortieren und eventuell zu kombinieren, was einen oder eine geistlich bewegt. Es braucht einen säkular-geistlichen Dialog über Werte, der letztlich auf allen Seiten zu einer eigenen entschiedenen, aber diskursfähigen Position führt.

Eine wertebewusste Elite durch alle Gesellschaftsschichten bilden Glaubende, wenn sie einen wachen Verstand pflegen. Vor allem aber, indem sie den Zeitgenossen das Herz aufschließt – im doppelten Sinn: Das eigene für Fragen, Sorgen und Träume der Mitmenschen und das ihre für die Botschaft, die Christenmenschen zeitgemäß und zeitnah weiterzusagen haben. Es gibt den Auftrag, eigene religiöse Identität und klares christliches Profil auszubilden oder – da, wo schon vorhanden – weiterzuentwickeln. Echte Partner in der Wertediskussion sind Christenmenschen nur, wenn sie als solche überhaupt erkennbar sind.

In der Schwebe darf in einem profilierten Christentum nichts bleiben. Die großen Konfessionen haben noch, aber nicht mehr lange, den Rang von Instanzen, an denen man sich religiös und kulturell orientieren kann. Menschen tun das kritisch – in einer Wahrnehmung, die historisch und subjektiv gebrochen ist. Christentum und Konfessionen haben Flecken auf der weißen Weste – das wird registriert. Selbstverständlich ist die Orientierung an der Institution Kirche auch deswegen nicht, weil ihre Vertreter und Vertreterinnen einem gelegentlich das Leben schwer machen und sich das nicht eben immer leicht vergessen lässt.

Die Zugehörigkeit aber zu einem Glauben beschreibt – noch – einen Teil der individuellen Identität, der eigenen Lebensgeschichte und des eigenen Wertebewusstseins. Allerdings ist ein Christ dies nicht automatisch. Einer Konfession anzugehören bedeutet in der Gegenwart den Erwerb einer persönlichen Haltung, die für das Selbst- und Wertebewusstsein etwas austragen muss, die kritisch-flexibel, in der Regel auch langfristig reflektiert ist. Konstant, beständig ist diese Haltung nicht unbedingt. Mann oder Frau halten sich wenn, dann bewusst zu einer bestimmten Konfession.

Wenn die Mitgliedschaft in einer Kirche dazu beiträgt, dass ein Mensch seine Identität und sein Wertesystem findet, dass er die lebensgeschichtliche Herkunft zum Nutzen der eigenen Persönlichkeit kultiviert – dann spricht das gegen eine nach allen Seiten offene und damit letztlich nicht ganz dichte Wertehaltung. Zugleich muss immer wieder mühsam nach innen und außen vermittelt werden, dass Pluralität in der Wertediskussion keine Beliebbarkeit, sondern selbst profilierte Position ist. Eine Konfession kann das Wertebewusstsein und die Identität eines Menschen stützen und zugleich zu einem entprovinzialisierten Glauben beitragen.

Gemeint ist ein Glaube, der sich seiner selbst gelassen gewiss ist, Differenzen wahrzunehmen und Pluralität als Herausforderung zum geistvollen Diskurs über Werte anzunehmen vermag. Nicht die Wert-vollen Grundlagen des Glaubens sind Diskussionsgegenstand. Pluralität ist ein Anspruch auf die vielfältigen Möglichkeiten, das Evangelium in seiner wahrhaft wertvollen Lebensbedeutung für sich selber zu erschließen und darüber mit anderen im Gespräch zu bleiben. Einheit in Vielfalt bedeutet, sich mit denen verbunden zu wissen, die sich der gleichen Glaubensgrundlage verdanken, die aber eine eigene vernünftige Glaubensgestalt besitzen.

Werte- und gemeinschaftsstiftend könnte ein intellektueller Raum sein, in dem eigene Wertüberzeugungen an denen anderer gemessen und Differenzen anerkannt werden. Alles drei zusammen – eigene Spiritualität leben und plausibel vermitteln, sich von Glauben und Zweifeln der Zeitgenossen in Frage stellen und bereichern lassen, Unsicherheit aushalten und Gewissheit erlangen – das alles sorgt für wertvolle Vielfalt statt Einfalt, für Welt-offenheit statt Provinzialität, und statt arrogantem Absolutheitsanspruch für selbstbewusste Selbstbescheidung. Letztere ist etwas, was diese Welt besonders braucht.

---

SUSANNE BREIT-KESSLER

ist Vorsitzende des Bayerischen Ethikrates, ehemalige Regionalbischöfin und stellvertretende Vorsitzende der Hanns-Seidel-Stiftung